Umfang acht Seiten — Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

VIERTER JAHRGANG — BERLIN-PARIS NOVEMER 1913 — NUMMER 186/187

Inhalt: **Franz Marc:** Kandinsky / **Josef Tress:** Gedichte / **Hello:** Das goldene Kalb / **Artur Babillotte:** Die Schwermut des Genießers / **H. W.:** rbr — brr — r / **Albert Ehrenstein:** Literatur / **Kandinsky:** Zeichnung

Kandinsky: Zeichnung

Kandinsky

Wie freue ich mich, über Kandinsky schreiben zu dürfen. Wenn ich ihn mir im Geiste vorstelle, sehe ich ihn immer in einer breiten Straße, in der sich fratzenhafte schreiende Gestalten drängen; mitten durch sie geht ruhig ein kluger Mensch: das ist er. Kubin müßte ihn so zeichnen.

Kandinskys Bilder dagegen sehe ich in meiner Vorstellung ganz abseits der Straße in die blaue Himmelswand getaucht; dort leben sie in Stille ihr Feierleben. Sie sind heute noch da und werden bald ins Dunkel der Zeitenstille entweichen und strahlend wiederkommen wie Kometen.

Wenn ich an diese Bilder denke und zugleich an das, was der Europäer „Malerei" zu nennen sich gewöhnt hat, so habe ich ein Bild in meiner Vorstellung, wie „der Geist" die Malerei heimsucht; ja und schwer heimsucht! Sie hatte sich so wohl ohne ihn gefühlt und ist nun höchst erschrocken und schlägt verzweifelt um sich, um den „Geist" nicht eindringen zu lassen. Das müßte Paul Klee zeichnen. Nur er könnte das.

Und noch etwas empfinde ich, wenn ich an Kandinskys Bilder denke: eine unsagbare Dankbarkeit, daß es wieder einmal einen Mann gibt, der Berge versetzen kann. Und mit welch vornehmer Geste hat er dies getan. Es ist eine unaussprechliche Beruhigung, dies zu wissen.

Wie töricht sind alle Versuche, gegen Kandinskys Kunst anzugehen. Da gibt es eine besondere Art von Denkern, die heute noch ernsthaft erörtern, wieweit Kandinskys Kunst überhaupt möglich und vorstellbar ist; sie vergessen vollständig, daß diese Bilder ja längst gemalt sind, schon da sind. Jedermann kann sie sehen. Aber so ist es: alle die ihr trockenes Herz nicht klopfen fühlen vor den großen Werken, schmähen nach gemeiner Leute Art eben diese Werke, statt an sich selbst einige einfache Fragen zu stellen. Sie holen eine verstaubte Logik aus dem Winkel ihrer Schulerinnerungen und prüfen mit ihr die Bilder. Sie messen die Flugkraft des Vogels mit dem Zollstab.

Lassen wir sie. Es ist schade um Zeit und Wort. Es gibt ganz Anderes, über das man nachdenken muß. Können Dinge, die einmal geschaffen sind, wieder vergehen? Können sie geleugnet oder auch nur von der Stelle gerückt werden? Wir Maler kennen jenen geheimnisvollen Moment in unsrer Arbeit, in dem das Werk zu atmen beginnt. Es fällt von uns ab und beginnt sein eigenes Leben. Waren wir auch zu Beginn Herr des Bildes, so werden wir in diesem Moment sein Sklave. Es sieht uns fremd, groß, mahnend, zwingend an. Das Früh oder Spät dieses wunderbaren Augenblickes gibt ein feines Kriterium der Kunst ab. Wir Maler wissen dies. Manche, Allzuviele, bleiben bis zum Ende die Herren ihrer Bilder. Je gebieterischer der Maler in der Welt auftritt, desto armseliger, sklavischer sehen gewöhnlich seine Bilder aus. Darum werden diese Maler im Leben immer mehr gefeiert als ihre Bilder, an denen nichts zu feiern ist, da sie ja nur nach Vorschrift ihrer Herren entstanden sind, — ein trauriges Symptom aus dem Lebenslauf vieler, vieler unsrer berühmten Maler; sie schufen als Jünglinge mit ehrlicher Hingabe ihre ersten schönen Sachen und enden als große Herren mit ganz dummen Erzeugnissen.

Die echten Werke lösen sich nach dem ersten Anfang schon von dem Willen des Schöpfers ab. Es scheint mir, daß heute gar nicht viel solche Werke entstehen. Zu den seltenen Ausnahmen gehören die Werke Kandinskys; sie sind nicht aus sterblichem Willen geformt; ihr Eigenleben läuterte sein Wollen und hielt ihn bei der Arbeit in Bann; ihr Sein ist unsterblich. Ich sehe sie wieder, an die Himmelswand gestellt — warum sollen wir nicht glauben, daß ein Erzengel sie dort gemalt hat, Dinge aus seinem Reich, durch die Hand unseres Freundes Kandinsky?

Franz Marc

Gedichte

Josef Tress

An die Jodlerin

Ich bin in uralte Berge hinabgestiegen,
Warmverborgener Bäche Rieseln zu hören.
Diese harten Häuser sind mir fremd.
Irgendwo hat mich herzliche Heimat umschlungen.
Zärtliches Saitenspielgoldhaars Berührung
durchzuckte mich.
Aber diese Mauern sind Stein.

Um meine Brust flatterten blaue Himmelskelche.
Keuscher Blütenschnee küßte mich.
Aber meine Hände greifen schwarz.

Im späten Lampenlicht

Auf den Burgen der Teufelin Wut
Thronen des Augenpaars Pechfackeln.
Und wollen den weichen Sternrasen verwüsten
Mit den geballten Stahlarmdrohungen.

Da kommen die Löwenkäfigschritte
Wider die grellweiße Leere zum Kampf
angeduckt.
Und die grellweißen Wände bevölkern
Begräbnisse.
Doch ein rauchender Turm von Groll steht auf.

Der Flieger

Windmühlen reißen aus den Wurzeln ab.
Wolkendurchbohrende Dome flattern auf.
Aufrecht sind alle Augen wie Rauchsäulen.
Ich zerbreche des stummen Gewölbs Blumenstengel.

Treppen aufschmettr ich zum jüngsten Gericht,
Dessen Gerüst die Posaunen errichten.
Am kühnsten läut ich in blauer Himmelsstunde,
Breche, wolkenbruchatmend, Rosen auf
Märchenwiesen.
Auf Märchenauen pflück ich Edelweiß.

Ich zerschelle am eignen azurnen Wagnis
Und blute einen Siegesschrei.

Heimgang

I

Des Bräutigams Augen überfließen ins Haus
des großen Geists,
Die Hellsehenden in der Haft.
Wann der zarte Sohn der Welten über den
abendlichen Wassern scheint,
Wie der Schaft der Silberbirke.

Sanft weint der Bräutigam des Lichts,
Erfleht verzückten Munds Heimgang,
Auflösung in der flügelrauschenden Heimat.

II

Meine Seele schluchzt in den grasgrünen Rasen,
Zermalmt von Glocken und Orgelgebraus,
Und sinkt in den zeitlosen Märchenschlaf,
Und will Lilien tragen unter den Weißgekleideten.
Ich schaue dich mit geistigen Augen
Blumenschau haltend über den Rosenwolken.
Hymnen will ich dir singen am Tag des Heiligen,
In Weihrauch wallend unter den Chorknaben.

Hello: Das goldene Kalb

I

Das Rote Meer hatte sich geöffnet, der Sinai zu rauchen aufgehört. Unter verwelkten Rassen war ein Volk, eines, Hüter der Einheit Gottes. Also stand es vereinsamt auf Erden; seine Geschichte, außergewöhnliches Schicksal, schlug es hin nach Ägypten; dort, in dem Heimland gar der Abgötterei hat es sich dennoch den Sinn seines Daseins bewahrt, die Nachbarumschlingung vermieden und seine Sendung deutlich bezeugt. Die schlichte Riesengestalt des Moses, um die Erlösung zu verkünden und auch zu verwirklichen, hob sich hoch aus dem Kern dieses Volkes. Auf der Weide schaute Moses den brennenden Dornbusch; dort war es, wo er den Namen des Herrn erbat; dort auch, wo ihm der Herr seinen Namen nannte, und Moses ergriff ihn, den Namen, und nahm ihn mit sich, wie ein Krieger, wenn er seinen Harnisch hat. Vor dem Worte, das Moses trug, wich entsetzt das Rote Meer zurück; und er zog mit dem Tetragramm durch die Wüste, und die Geschöpfte neigten sich seinem Schreiten, als erkennten sie: dieser ist der Schutzengel des furchtbaren Namens.

Noch mehr geschah; der Sinai atmete Flammen. Moses hielt stand vor der Herrlichkeit und hat ausgeharrt dort auf der Höhe des Berges.

Zur selben Zeit grub sich die Götzensucht ins Herz der Juden, fraß sich hinein in das Herz des Volkes, am Fuße des Siani gelagerten Volkes, damals, als es die Rückkunft des Moses erwartete, indes Moses bei Gott war.

Und das goldene Kalb gerann zum Urbild der Abgötterei, verblieb ihr Wort und ihr Zeichen. Das Heidentum selbst war in diese Gestalt erstarrt, Irrwahn und Blendwerk, Götzendienst, so frech gewagt, wie bis dahin vielleicht nie vorher.

II

Der Abgott hat die Erde weithin besetzt; man hat sich abgestumpft und nimmt es keineswegs wichtig. Der Dämonenglaube, nicht mit Schrekken erfüllt er die Menschen, sondern nahzu mit einer lebhaften Andacht. Daß die Völker Heiden waren, lernt das Kind. Es empfängt diese Nachricht in einem Alter, wo es noch nicht imstande ist, sie nach Gebühr erstaunt aufzunehmen; und man gedenkt ihrer in einem Alter, wo man nicht mehr fähig ist, ihr, was angemessen wäre, mit einem Schaudern zu begegnen. Diese beiden Alter sind bei den meisten Menschen durch kein Band, kein mähliches Uebergleiten verbunden; und die kurze irdische Laufbahn lang haben die Wenigsten Zeit, dem Heidentum nachzusinnen, es verblüfft, ja angewidert mitanzusehn. Man hat doch so Vieles zu tun, und die Tage sind kurz.

Der Ueberraschten Einer hebt wohl die Augen zur Sommernacht und sucht bei den Sternen eine Ruhstatt: die fernhohen Lichter, von unsern Geräten, Berechnungen, Gläsern und Ziffern bis in den Absturz der Himmel verfolgt, verheißen, o Schein, dem gehetzten Blick eine Zuflucht. Aber was nicht vorauszuahnen war, ist eingetroffen: die Erde hat den Sternen Namen verliehn, und diese Namen sind die Namen von Dämonen.

Uebereilen wir die Jahrhunderte; wir sind in

Judäa und Petrus der Fischer wirft seine Netze: das Heidentum wimmelt allüberall. Doch achtzehnhundert Jahre nach Petrus, dem Fischer, kann ich nicht sagen: Blicket nach China, auf seine Götter aus Stein oder Metall, sondern ich muß sagen: Blicken wir, wohin wir wollen, über die Erde, und wir werden sehn, was wir am Fuße des Sinai gesehn haben: das goldne Kalb.

III

Der heilige Petrus, in der gedrängten Tiefe seines so reichen Wortes, hat das goldne Ungetüm dort aufgetrieben, wo es ist. Der heilige Paulus, der Augenwelt und Abgrundwunder äußerst unvermutet ineinandertauscht; er, der ein Wesen mit einem Worte behandelt und, schon unterwegs zu Neuem, nie länger weilt, nicht länger als etwa ein Schreiber braucht, um zwischen zwei Satzglieder einen Beistrich zu senken; der heilige Paulus trifft ihn wörtlich, den Götzen der Neuzeit: er nennt ihn den Geiz.

Die Liebe zum Geld ist eine Abgötterei, auf die hinzuweisen um so verdienstlicher wäre als sie sich verkleidet darstellt.

Sie hat zwei Seiten: die Begierde und den Geiz. Man spricht oft von Geldgier. Man spricht selten vom eigentlichen Geiz; und doch ist der Unterschied groß.

Die Leute stutzen, wenn sie der Gier begegnen, denn die Gier ist aufrührerisch und gellend. Sie zeigt unverhüllte Leidenschaften, betreibt Geschäfte, hat ein Ziel; sie will mehr haben als sie hat, und dann noch mehr und immer wieder mehr! Das erregt Aufsehn, oft Angst: man ist bedroht. Denn wer die Welt in Bewegung setzt, um genug zu haben, genug Ehre oder genug Geld, gefährdet sich und die andern, an ihrer beiden Erzruh oder auch nur an ihrem Lügenschlaf. So fällt er auf; aber nicht, daß die Leute, fest überzeugt, die Weisheit bestünde im Nichtstun, ihm nun den Mißbrauch seiner Tätigkeit verübelten, nein, seine Tätigkeit selbst überhäufen sie mit Vorwürfen. Und gerade dadurch bieten sie dem Laster unter dem Schirmdach der Tat einen Schutz.

Gier wie Ehrsucht schaffen offenbar; aber der Geiz hütet sein Geheimnis. Ihms zu entreißen, wäre nicht schade.

Fast alle Leidenschaften haben ihr eignes Gesicht; es hindert sie zumeist, verbietet ihnen, unbemerkt vorbeizugleiten. Sie eröffnen sich den Augen dessen, der sie erleidet, wie dem, der sie beobachtet; ihr Tonfall, ihr Mienenspiel rufen ihren Namen. Irrtum, gewiß, geschieht leicht und häufig. Jedoch wenn der Zorn einen Menschen im Sturme nimmt, werden er und seine Umgebung mühlos sagen, welche Besessenheit ihn ergriffen hat. Die Leidenschaften bilden am liebsten Ruinen, und auf dem Ruinenwerk bleibt die Inschrift ihres Namens. Die Ehrsucht, einmal befriedigt, kann sich unmöglich verborgen halten.

Der Geiz beträgt sich anders.

In seinem Grundsatz heimlich ist er es auch in seinen Wirkungen. Er verlangt keine heftige Aufwallung, keinen äußern Ausbruch: gleich manchen Tugenden sucht er die Dunkelheit. Er vermeidet den Auflauf, er strebt zur Sammlung seiner selbst, er verbirgt, er vergräbt, er gibt acht und verschleudert nicht, er behauptet, daß er vermehre, nicht vernichte. Er leiht sich die Züge und die Namen der Vorsicht, der Sparsamkeit, der Weisheit; er spricht etwa von der Sippschaft, den Kindern, und daß man im Hinblick auf die Zukunft sich einschränken müsse. Er kann sogar von Barmherzigkeit reden. Denn wenn er spart, nicht wahr, spart er doch für irgendwen.

Die andern Leidenschaften weisen, scheint es, durch ihr ganzes Gehaben geradezu peinlich genau auf ein elendes Ende. Nur die Habsucht tut, als führ sie zu einem gescheiten, einem dauerhaften, aus Geduld und Ueberlegung aufgebauten Glück. Jedoch am Tage des Zusammenbruchs wird ein sorgsamer Lauscher das Lachen des Ungetüms hören, unter den Trümmern das versteckte Kichern: der Geiz war da, ihn hatte niemand beachtet.

Wenn der Mensch sich selbst prüft, erkennt er die Hauptlaster, deren Namen er weiß, unschwer in seiner Seele. Im Kreis der Todsünden sind einige aufdringlich, andre nicht so sehr. Der Geiz wird selten bemerkt. Einer kann sein Lebtag Geizhals gewesen sein und stirbt, und seines Geizes ward er nicht inne.

Ueber manche Verbrechen scherzt man; manche rühmt man mit Stolz. Man scherzt nicht über den Geiz und rühmt sich nicht seiner, aber man nährt ihn lange mit dem Herzblut, solange, bis man tot ist.

Der heimliche Götze ist ein traurig Ding, grämlich, greulich, unheilvoll; dennoch, in die ganz unterirdischen und innerlichsten Einzelheiten des Daseins gilt es vorzudringen, will man sein dunkles Antlitz erfassen: o dieser Götze heischt von seinen Gläubigen eine Dauerspende: ununterbrochen ihr Leben. Er begnügt sich nicht mit dem Wort; er will ein wirkliches, tatsächliches Opfer. Er ist ein harter Herr, treibt seine Macht ins Ungemeßne, und Mitleid ist ihm fremd.

IV

Wie jeder Liebhaber hat auch der Geizige ein zuinnerst verschwiegenes Vorurteil und verbindet es mit allem.

Angenommen, einer wäre sanft und anmutig höflich, wagte weder zu widersprechen noch die Stimme zu heben. Um nun den Augenblick, wo sein Abgott sichtbar wird, gerade recht zu ergreifen, muß man ihn in seiner Häuslichkeit überraschen. Er selbst sieht diesen Augenblick von sehr weither kommen, und seine Züge, bis dahin aus einer Art allgemeiner Gütmütigkeit zusammengezogen, kräuseln sich leichthin und so als ob man einem den Rand einer frühern Wunde berührte. In ihm das Ungeheuer hat sich bewegt und hat ihn erschüttert. Dringt man weiter, antwortet das Ungetüm mit einer neuen Bewegung, einer wenn auch plumpen, doch ganz gewissen, und obwohl ihn scheinbar nichts Düsteres beschäftigt, verdüstern sich des Geizigen Augen. Die Unterhaltung hält keineswegs bei Wichtigem, sondern rollt spielerisch tändelnd hin; aber irgendwo hat der Geizige in einem Wort, in einem Hauch die nachbarnahe Bedrohung vernommen: dort, wo kein andrer das geringste hätte gesehn, hat er sie erkannt und in seinem Herzen die Regung des Ungetüms, der Innenlast, deutlich verspürt. Bald schläft es, bald zehrt es: wenn es schläft, ist der Geizhals vergrämt; wenn es zehrt, ist er munter.

V

Die andern Leidenschaften sprechen am liebsten von den Menschen oder den Dingen ihres Gegenstands. Der Geizige liebt das Schweigen. Kaum wagt er, das Geld mit Namen zu nennen, und wenn er es nennt, tut er es nicht, um von seiner Liebe zu sprechen.

Die Oberflächen lieben die Rede, die Tiefen das Schweigen.

Die meisten Leidenschaften sind die nachahmenden Zeichen der Oberfläche und schwatzen mit Vergnügen.

Der Geiz ist das nachahmende Zeichen der Tiefe; er schweigt mit Leidenschaft.

Der Geizige verbirgt sein Geheimnis nicht nur den andern, er verbirgt es auch vor sich selbst. Gern möcht er sich über den Ort täuschen, wo verscharrt ruht, was er anbetet.

Ich wäre nicht erstaunt, wenn der Geizige dazu gelangte, sich vor sich selbst wie vor einem Nebenbuhler, ja wie vor einem Diebe zu fürchten: so sehr eifersüchtig ist seine Andacht!

Vielleicht sind in ihm zwei Menschen, und einer wüßte wenig von dem andern. Oft rechnet er mit Dingen, deren Zahlenwert er seit langem kennt; zwar hat er die Dinge seiner Berechnungen vor sich, doch mag ihn dieses schrecken: die einen könnten verschwinden, während er zu den andern übergeht.

Der Geizige hat gleichzeitig die Angst des Bürgers und des Abenteurers. Das Geld, das seine Tage ausfüllt, füllt auch seine Nächte. Das Geld verheert den Bereich seiner Träume, und er träumt auch noch im Wachen. Es ist eine furchtbare Sache, mitanzusehn, wie sich die Kupferstücke einmal der gemeinsten Notdurft und dem elendsten Stückwerk des Außenlebens vermischen, eine furchtbare Sache, sie dann ins Innenleben einlaufen zu sehn, hineinrollen ins Blut der Seele, und daß sie die Augen in einem verschwärzten Feuer aufbrennen lassen, die Wangen färben und die Lippen erbeben machen. Sie haben das Heiligtum der Seele verwüstet.

Nun ist alles möglich, selbst seine schauerliche Andacht.

Im Schweigen der Nacht betet der Geizige an, was kein Auge faßt.

VI

Jeder Glaube, ob wahr, ob falsch, verlangt das Opfer. Der Geizige opfert seinem Abgott, er opfert viel, er opfert alles: er opfert seine Familie, seine Neigungen, seine Gesundheit, sein Leben. Wenn andre Begierden sich in ihm begegnen und mit dem Geiz in Streit geraten, ihm unbequem sind, ihm widersprechen, dann wird der Geiz wohl Sieger bleiben.

Das Opfer des Geizigen ist darin schmählich, daß er stets das Ziel opfert, gleichgültig welches, zugunsten dessen, was niemals Ziel, immer nur Mittel sein dürfte. Es ist klar, daß das Geld bloß einen darstellenden Wert hat; es ist genau so kostbar, wie die Dinge, die man dafür erwerben kann. An und für sich taugt es nicht das geringste. Wer alles Silber und Gold der Welt besäße, ohne zugleich die Möglichkeit, es anzuwenden, wäre arm wie keiner.

Der Geizige bringt sich in dieses Elend. Er bietet dem Geld das Opfer des Reichtums. Denn Reichtum und Geld, weit entfernt, ihm ein und dasselbe zu sein, sind ihm bloß zwei Ausdrücke unbedingten Widerspruchs. Je mehr er das Geld liebt, zu desto größerm Elend verurteilt er sich. Auf dem Altare seines Abgotts schlachtet er den Reichtum. Was ein Mittel war, ist ihm zum Zweck geworden, alles, was Zweck ist, wird ihm zum Mittel.

Er betrachtet die Wesen, so lebende wie tote, als Wege zu einem bestimmten Schwerpunkt; und dieser Schwerpunkt ist das starre, kalte, nutzlose Geld. Dieses Geld ist ihm das Herz des Weltalls, und es schlägt nicht, dieses Herz.

Aber nicht nur seinen Reichtum opfert der Geizige dem Geld, das Geld selbst opfert er dem Gelde. Wenn er, um viel zu verdienen, ein wenig ausgeben müßte, wird er, mitten im Anfall seiner Leidenschaft, diese Trennung nicht über sich bringen. Er verzichtet auf das abwesende Geld, soviel es auch wäre, zugunsten des gegenwärtigen, noch so spärlichen. Zugunsten des sichtbaren Geldes entsagt er dem unsichtbaren.

Da sind wir in der Tiefe des Geizes, im Kern seiner Abscheulichkeit. Der Geizige liebt das Metall körperlich.

Er liebt das Gold und das Silber um ihrer selbst willen und an und für sich. Er liebt sie sinnlich, fühlt sich zu ihnen hingezogen. Die Berührung des Metalls macht ihm körperlich Freude, körperlich Lust.

Je tiefer er seines Reichtums vergißt, desto enger kreist seine Gier um das Gold selbst und um so stärker zerrt ihn die stoffliche Anziehungskraft.

Wenn er zwischen einer gewissen Menge Goldstücke, die er schon besitzt und die er sieht, und einer größern Menge Goldstücke, die er noch nicht besitzt und die er nicht sieht, wählen muß, ist der Geizige außer sich. Denn das begehrte Gold lockt ihn von weither; aber er wird wohl die geringere, ihm bekannte und von ihm geschaute Menge der größern, ihm noch unsichtbaren, vorziehn. Seine Goldbesitztümer hat er schon betastet; sie erregen ihn, ihn persönlich: das gedachte Gold hat er noch nicht unter seinen Fingern gehabt; noch nicht hat es seiner Lust Genüge getan. Er, schauerlich dankbar, bevorzugt die greifbaren Goldstücke: ihnen schuldet er bereits empfangene Verzückungen. Möglich, daß ihm am wohlsten ist, wenn er sich vorstellt, die Goldstücke wären lebendig: dann begabt er sie mit Namen, dann liebkost er sie. Und wenn eins ans andre klingt, durchrüttelt ihn dieser Klang.

VII

Jeder Liebhaber will seine Gesamtneigungen verdichten, zu einer einzigen Liebe sie verkitten. Das Gold erweist dem Geizigen den erbärmlichen Dienst, daß es ihm eine abgekürzte Welt darbietet.

Unendlich vieles glaubt er zu besitzen und hat doch nur das Ding seiner Anbetung. Das Geld verleitet leicht zu dieser Täuschung, denn durchaus nicht ist es Stellvertreter sämtlicher Dinge, wohl aber sehr vieler. Diese Dinge besitzt der Geizige, so oft er mit den Goldstücken spielt; in seinem Geiste besitzt er sie; da vermeint er das Wesen der Genüsse in dem einen Genuß zu erfahren, und seine Abgötterei nährt sich aus seinem Schlafwandel.

Wenn er diese Dinge, wie sie sind, besäße, könnten sie sich ihm nie anders gewähren als eins und dann ein anderes, begrenzt also, und so, daß das eine sich nicht zugleich mit dem andern schenkte. Vielleicht bildet er sich ein, er hätte sie alle und er hätte sie gleichzeitig, so oft er seine Hände auf das Gold legt. Und wenn er damit zu Ende ist, kann er damit von vorne beginnen. Die Goldstücke nützen sich nicht so schnell ab wie die Freuden, die er um ihretwillen verleugnet. Möglicherweise ergötzen sie ihn mit einem Blendwerk von Lustspiel, einer Parodie auf das Dauernde.

Aber wenn sich das Gold langsam abnützt, verbraucht sich der Geizige rasch. Der Tod läßt nicht auf sich warten und im Tode nennt der Geizhals seinen wahren Namen. Die Geldgier verdoppelt sich gerade wann die Nutzlosigkeit des Geldes maßlos wird. Da, im Augenblicke des Todes, wo er immer noch das Geld anbetet, und ohne jede Hoffnung, es jemals zu gebrauchen, da erscheint die Abgötterei des Geizigen in ihrer lächerlichen Treue, in ihrer widerlichen Uneigennützigkeit.

Wenn die Goldstücke die durch sie entfachte Liebe erwidern könnten, wären sie gewiß gerührt: nachdem er ihnen sein Leben geopfert hat, opfert er ihnen seinen Tod; nun, wo er keine Aussicht mehr hat, ihre Dienste zu beanspruchen, schimmert ihnen noch die Bewunderung seiner Augen, dieser Augen, die halb schon erblindet sind, und seiner Hände die bald nicht mehr werden zu tasten verstehn.

Der Geizige könnte das Sinnbild der Treue sein; er stirbt neben seinem Gold, wie der Hund neben seinem Herrn.

VIII

Unter den Täuschungen des Geizigen gilt eine dem Dieb. Ihm ist der Dieb ein abenteuerliches Wesen, denn von ihm aus will der Dieb nicht irgend ein Ding, nicht dieses oder jenes, sondern den Abgott.

Der Geizige und der Dieb hausen innig beisammen. Der Geizige denkt an den Dieb wie an einen Glaubensgenossen; er denkt an den Dieb mit Schrecken und Ehrfurcht: denn schließlich ist der Dieb ein Mann, der den Abgott zu schätzen, und den Ort, wo er sich aufhält, zu erraten weiß.

Der Geizige und der Dieb gehören zur selben Brüderschaft. Beide haben der Weltlichkeit entsagt, um sich der Betrachtung des Abgotts hinzugeben und sich ihm zu weihn. Der Geizige ist von der übrigen Menschheit getrennt; er kümmert sich nicht um ihre Angelegenheiten. Er bekennt niemals. Der Dieb (ich spreche vom gedachten, nicht vom erwischten Dieb, vom fern erblickten, vom Dieb im Gesichtskreis des Geistes) ist dem Geizigen fast dasselbe wie ein Vertrauter.

Aber zwischen ihm und dem Dieb gibt es noch tiefere, tief rätselhafte Beziehungen. Ihm ist der Dieb eine Art Wirklichkeitsgespenst: es richtet seinen Angriff auf alles, was heilig ist. Der Dieb ist kein Alltagsverbrecher; nicht vor irdischen Dingen wird er schuldig. Ein Unhold ist er, seine Verwegenheit kommt einer Heiligenschändung gleich, er sinnt auf den Einbruch in unverletzliches Gut.

Der Geizige verknüpft, weil er anbetet, den Abgott und sich zu einer geheimen Gemeinschaft. Er hat Schlupfwinkel. Dort ist sein Herz, und mit Lust vergewaltigt er dort die Gesetze des Lebens; denn er hält gefangen, was laufen soll: Metall. Er sammelt, was verteilt sein muß. Er widersetzt sich, so gut er kann, dem Kreislauf des Blutes. Das Geheimfach des Geizigen ist schauerlich höhnische Nachäffung des Allerheiligsten. Diese Anbetung will alles nur für sich, und der Geiz fürchtet immer, sein Verborgenstes sei in Gefahr.

Er hat Furcht. Doch diese Furcht, eine Furcht aus Liebe, gleicht nicht den Aengsten um die sichtbaren Dinge. Sie hat ein fantastisches Aussehn. Sie gleicht den Schrecknissen eines Traumes; sie fürchtet, und es ist keine Gefahr da. Sie fürchtet aus Furcht. Sie fürchtet den, der da ist. Sie fürchtet den, der nicht da ist. Als ob sein Götzendienst den Abgott in die Welt der sichtbaren Dinge höbe, fürchtet der Geizige, daß eine Hand ohne Arm oder ein Arm ohne Leib im Dunkeln den Abgott unmerklich anfassen könnte. Der Dieb ersetzt dem Geizigen jenes namenlose, formlose Wesen, das die Kinder schreckt, am Abend, wenn sie allein sind.

IX

Dem Geiz am ähnlichsten ist die Verschwendung.

Ein geiziger Vater stirbt und hat seinen Schatz vor seinen Kindern verborgen. Ein verschwenderischer Vater stirbt und hat das Vermögen seiner Kinder verbracht.

Die Wirkungen gleichen einander, die Ursachen nicht minder.

Der Geizige verschließt dem Leben die Quelle nach außen, er verhindert, daß es sich ausdehne; er will nichts als Sammlung, alles bezieht sich auf sie, und sie ist sein Steckenpferd.

Der Verschwender verschließt dem Leben die Strömung nach innen, er verhindert, daß es sich sammle; er will nichts als Ausdehnung, alles bezieht sich auf sie, und sie ist sein Steckenpferd.

Der Geiz und die Verschwendung sind zwei Formen der Selbstzucht.

Ein Sprichwort sagt: Der Vater ein Geizhals, der Sohn ein Verschwender.

Wenn das wahr ist, dann ist der Sohn, auf der Flucht vor seinem Vater, an den Ausganspunkt zurückgelangt.

Der Vater ist geizig: der Sohn leidet unter diesem Laster. Sein Vater versperrt ihm das Leben. Der Sohn verabscheut den Vater und wendet sich zum äußersten Gegensatz. Er wird verschwenderisch. Da geschieht nun dies: seine Verachtung reißt ihn hin, nicht ruht er auf dem Wege. Er umeilt den ganzen Kreis, und nachdem er die Reise um die Dinge vollendet hat, steht er am Ausgangspunkt, Aug in Aug vor seinem Vater. Der Vater wollte alles an sich heranziehn; er war geizig; das war seine Art, sich Genuß zu verschaffen. Der Sohn, durch den Geiz um die Freuden gebracht, rächt sich mit Hilfe der Verschwendung und stößt auf dasselbe, nur anders gewandete Mißgeschick, auf den selben, nur anders gewendeten Tod.

X

Ich begann mit dem goldnen Kalb. Ich sprach von dem berühmtesten Verbrechen, wie es die Menschheit im berühmtesten Augenblick ihrer Geschichte auf sich geladen hat. Es scheint, die stückweise Untersuchung des Geizes habe den Geist von einem Berg in ein Tal niedersteigen lassen.

Doch ist es nicht so: dieser Abstieg ist mehr Schein als Wirklichkeit.

Wenn man ein Ding in seiner Grundgestalt betrachtet, zeigt es sich in dem feierlichen Sinnbild seiner Schöne oder Häßlichkeit. Wenn man das selbe Ding in seine gebrauchsfähigen Teile zerlegt, in seine zeitlichen Anwendungsmöglichkeiten; wenn man es in der Geschichte ergreift, um es in ein Haus zu übertragen, verliert es, sozusagen, irgend etwas seines Ichs: man wird es nicht völlig wiedererkennen. Aus seiner Nähe beschaut, gibt es sich weniger schön oder weniger häßlich. Nachdem man es rundum besichtigt hat, möchte man behaupten, es habe nicht mehr solche Maßverhältnisse wie damals, als man es von weitem sah. Doch dieser Eindruck ist trügerisch. Die Sache ist die selbe in ihrer allgemeinen Darbietung, die selbe in ihrer besondern Anwendung.

Wie viele müßten über die Verbrechen ihres Geheges entsetzt sein, wenn man sie ihnen von weither, im erhabnen Licht der Geschichte vorhielte. Sie erheben nicht, weil diese Verbrechen in der Enge geschehn, auf einer Zwergbühne. Ihnen, klein als Menschen, klein in ihrem Leben, schrumpfen die Größenverhältnisse der Verfehlungen ein. Und dennoch: ein Zwerg kann ein Riesenverbrechen vollführen. Denn ein Riesenverbrechen ist nicht ein großes Verbrechen, sondern ein Verbrechen an einer großen Sache. Das Verbrechen besitzt keine andre Größe als die des Nichts und des Nein. Das Uebel ist immer ein Mangel.

Der Geizige nun, wie er sich zu Haus und bei sich äußert, versündigt sich am ganz Großen. Er versündigt sich an der Anbetung. Der Sinai ist nie fern von uns. Die mitten unter Blitzen gewaltig erhobne Stimme trägt weit. Sie galt nicht nur jenem Häuflein, nicht nur der unten am Fuße des Berges gegenwärtigen Schar. Die zehn Gebote

widerhallten von Jahrhundert zu Jahrhundert; das Alter hat mit seinen Fingern das faltenlose Antlitz nicht gestreift, das Antlitz dessen, der mit Moses sprach, oben auf dem Sinai. Die Synagoge ist alt geworden, aber die Kirche hat die zehn Gebote aufgenommen und hat sie durch die Welt geleitet. Zeit und Raum bringen sie heim zu dem, der sie ihnen anvertraut hat, und im Tale Josaphat wird ihre Urkraft wiederkehren.

Der Götterdienst bleibt, was er gewesen ist, greulicher Seelenfraß, sogar immer noch greulicher seit achtzehn Jahrhunderten, und in nichts hat sich die schreckliche Anbetung gemildert, in nichts die Andacht zum goldnen Kalb.

Deutsch von Hegner

Die Schwermut des Genießers

Roman

Artur Babillotte

Fortsetzung

Aergerlich warf Direktor Jahn die halbgerauchte Zigarre in den weißen Porzellanteller. Sein Gleichgewicht war gestört. Diese Uraufführung war daran schuld . . .! Er hätte nie einwilligen sollen . . . Dieser neue verrückte Komponist, weiß der Kuckuck! der ruinierte ihn.

Nicht mehr zu ändern; lassen wir also die Karre laufen, wie sie laufen mag.

Er machte einen derben Witz und zwang den schmächtigen Redakteur Hardanger an seiner rechten Seite zu einem keuchenden Lachen.

Gespräche wirbelten aufgeregt in den dicken Tabaksqualm. Alle glühten. Am meisten einer, der sonst kalt und berechnend in seiner Redaktion saß und mit einer ungemein zähen Ausdauer auf Beute lauerte. Eine wilde Entrüstung kochte in ihm. Er vergaß seine Ueberlegenheit, die er über Menschen besaß. Er ahnte wohl, daß hier seiner Weltanschauung ein gefährlicher Feind gegenübergetreten sei . . .

Ludwig Raimund warf einen höhnischen Blick aus seinen großen Mimenaugen zu dem Direktor hinüber. Er wollte ihn ärgern, den alten Ekel. — Es war sein Prinzip, ihn zu ärgern. Es war seine zweite Natur geworden, immer das Gegenteil von dem zu behaupten, was seinem Direktor mehr oder weniger unerschütterliche Ueberzeugung war.

— Wahrhaftig . . .! schrie er pathetisch. Wie schwer einem genialen Menschen der Weg gemacht wird . . .

Der Direktor hüstelte. Seine Augen wurden grimmig. Aber der Mime ließ sich nicht aus seinem Fahrwasser bringen. Er plätscherte darin mit vergnügten Händen. Ei, ei, ei, Herr Direktor, bester Herr Direktor . . . geht man bereits hoch? Es soll noch besser kommen, es soll schon noch besser kommen! Jaja, wir armen Sterblichen, wenn wir auch keine Schwerter gegen göttliche Direktorenlaunen besitzen, so verfügen wir doch über eine ganze Menge Nadeln mit sehr scharfen, außerordentlich scharfen Spitzen . . . bester Herr Direktor.

Redakteur Hardanger wurde ängstlich. Er fürchtete allen Spott, auch wenn er nicht gegen ihn selbst gerichtet war. Er litt alle Unbilden, die seine Mitmenschen trafen, mit; er war ein zartfühlendes weiches Gemüt.

— Ach, Raimund, wimmerte er mit seiner hohen immer kläglichen Stimme, das sollten Sie nicht sagen. Ein Genie dringt immer durch, früher oder später . . . Ich meine aber, es muß eben ein Genie sein, wissen Sie . . .

Der Mime krähte.

— Respekt vor Ihrem Scharfsinn, Herr Redakteur Hardanger . . . Allen Respekt . . . ja. Ihnen überlasse ich gern die Entscheidung darüber ob einer ein Genie ist oder nicht . . . Bei Ihnen kann es nicht fehlen . . .

Der ängstliche Journalist wurde traurig. Dies war der Dank, daß man den Schauspieler bei jeder Gelegenheit gepriesen und gehätschelt, daß man ganze Spalten mit Lobhymnen über sein geniales Spiel gefüllt hatte . . .

— Ober, noch eine Halbe —! dröhnte am Tischende die Stimme des Kritikers Hans Mohr. Er fuchtelte mit beiden Armen durch die Luft und sah aus seinen blutunterlaufenen Augen zu dem Mimen hinüber . . . Den konnte er nicht ausstehen.

— Warum reden Sie immer dem Genie das Wort, Herr Raimund? donnerte er, daß der dicke Rauch in ängstliches Schwanken kam. Gerade Sie, Herr Raimund?!

— Jawohl, Herr Redakteur Hardanger, höhnte er weiter, ein Genie zu entdecken ist auch eine Kunst . . . . Und da Genies meistens in jeder Beziehung Lämmer sind, weiche Seelen, Kriegsfeinde et cetera et cetera, so sind Sie vom gütigen Schicksal ganz offensichtlich zum Entdecker und Schützer genialer Menschen prädestiniert . . . .

Ach Gott, ach Gott, über die Undankbarkeit der Künstler! seufzte der arme Schmächtige in sich hinein und fürchtete sich vor dem, was der Mime wohl noch über ihn ausgießen würde. Aber Ludwig Raimund wandte sich an den Direktor.

— Ja, schwer wird den genialen Menschen der Weg gemacht, Herr Direktor, sagte er über den Tisch hinweg. Seine Augen tanzten in boshaftem Eifer.

— Die Geschichte der meisten Genies beweist das . . . Die Menschen, in deren Zeit das Genie lebt, die sind eben nicht reif genug, um neue Gedanken aufzunehmen . . . Das ist eine große Ehre für das Genie, aber sintemalen man von der Ehre allein nicht leben kann, kommen die meisten Genies ihr Leben lang knapp am Verhungern vorbei . . . .

— Sagen Sie mal, Herr, schrie bissig der Kritiker Mohr, während er sein Glas hart auf die Tischplatte stieß, warum leben dann Sie eigentlich so luxuriös?

Der Mime überhörte diese Bosheit. Was scherte ihn dieser Bauer! Beharrlich rückte er gegen seinen Direktor vor. Der mußte blamiert werden . . . . Ja, das hatte er schlau gemacht, der Ludwig Raimund, Heldentenor und Menschenfeind. Hatte seinem Direktor mit dieser verrückten Oper, die eine neue Kunst einleiten sollte — sagte der Komponist —: mit der hatte er dem Direktorchen so lange in den Ohren gelegen, bis er sich entschloß, sie aufzuführen . . . Das liebe harmlose ungemütliche Direktorchen! Jetzt, wo die Aufführung ganz nahe war, jetzt wollte er ihn gehörig packen und zwacken. Eine angenehme Rache für alle die Nörgeleien und Ungerechtigkeiten des Theatertyrannen.

— Jawohl, sagte er, knapp am Verhungern vorbei. Den Genies geht es sogar noch elender wie den Journalisten, setzte er mit einem höhnischen Seitenblick auf den Redakteur Hardanger hinzu. Der zuckte wieder zusammen und machte sich ganz klein, indem er eifrig in einer illustrierten Zeitschrift blätterte und tat, als höre er nichts. Aber Redakteur Todt gärte auf:

Herr! Was wissen Sie von Journalisten. Vielleicht, daß manche nicht zu beneiden sind. Die finden Sie aber bloß bei den bürgerlichen Blättern. Wir Sozialdemokraten, wir sorgen für unsere Leute, verstehen Sie. Im übrigen, was Sie da über das Genie vorbringen, ist Schnickschnack . . . Wer nicht einmal soviel Kraft hat, sich wenigstens erhalten zu können, ohne hungern zu müssen — Pfui Deibel! wissen Sie. Ueberhaupt: Genie! Wir brauchen keine Einzelgenies, die Masse muß Genie sein. Das ist wertvoll und praktisch . . . Er warf sich in seinen Stuhl zurück.

Ich glaube, es wäre am besten, wenn man alle Werke solcher Genies unbarmherzig überginge — das heißt, solange sie nicht Massenkunst bringen. Das Einzige, was an Kunst erlaubt sein darf, ist Massenkunst. Aber wenn man das den Herren sagt, steinigen sie einen. . . Wir werden trotzdem Remedur schaffen. Soviel ich merken konnte, Herr Raimund, hatten Sie vorhin diesen komischen Komponisten im Auge, dessen Opus uns heute abend erquicken soll. Na, ich kann Ihnen sagen, der denkt erstens nicht im geringsten ans Verhungern. Und zweitens versteh ich nicht, wie man ihn unter die Genies einreihen kann.

Der Mime unterbrach ihn. Er dächte gar nicht daran und der hochverehrte Herr Chefredakteur hätte mit seiner Abwehr nur noch ein paar Minuten warten sollen — dann wäre ihm klar geworden, daß er den Komponisten und sein Opus durchaus nicht für unbedingt genial halte. Der Direktor war wieder in sein unmutiges Sinnieren gefallen, aber jetzt merkte er wieder auf. Wo wollte der hinaus, dieser großschnauzige Mime? Hatte der nicht am ärgsten gedrängt?

Und Ludwig Raimund, der Heldentenor und Menschenfeind, mystifizierte ihn.

Jawohl, Herr Chefredakteur, lächelte er den Sozialistengewaltigen an, ich bin gar nicht der Ansicht, daß es eine neue Kunst sei, was dieser Johannes Ehler bringt. Gott ja, eine verrückte Idee, brillant durchgeführt, mit großem Fleiß und starker Kompositionstechnik. Etwas Neues . . .

Aber erlauben Sie, polterte jetzt der Direktor los. Wer sagte mir denn seinerzeit: Das ist eine Arbeit, die Wagner und Richard Strauß totschlägt?

Der Mime machte eine flache Handbewegung durch die Luft: Ich hab mich eben damals geirrt, ich war vielleicht etwas zu überschwänglich. Jetzt bin ich klarer.

Vorzüglich ist die Arbeit, redete er auf den Sozialisten ein, insofern sie eine neue Art, — wie soll ich sagen — eine neue Art Handung einführt, nicht pedantisch an dem Usus festklebt, es müsse eine Entwicklung, eine Steigerung und ein Sinken dasein.

Darin ist dieses Werk wirklich groß. Aber ich glaube, da macht das Publikum nicht mit.

Alle waren aufmerksam geworden. Das Thema wurde zum Brennspiegel, der alle Gedanken und Meinungen anzog und zurückwarf. Der Rauch in dem menschenüberladenen Café lag wie ein träges, plumpes Untier über Tischen und Gästen. Einige Redakteure, die bis jetzt geschwiegen hatten, mischten sich in die Debatte. Sie verstanden nicht viel von Musik, ließen es sich aber nicht nehmen, große Urteile abzugeben.

Ich meine, piepte der kleine Schlorter, der Verantwortliche, eines farblosen Wochenblattes, ich meine, man muß — ob man will oder nicht — man muß warten. Was das Publikum dazu sagt, meine ich . . .

An ihn klammerte sich der Direktor:

Das ist natürlich bei jeder Uraufführung so. Das Stück mag so genial sein, wie es will — am Ende hängt der Erfolg doch vom Publikum ab.

Jawohl, das Publikum! seufzte der Mime. Eigentlich konnte er sich über das Publikum nicht beklagen. Alle wollen hingerissen werden. Alles Nervensache. Wenn einer aber so wenig auf die Nerven seiner Zeitgenossen einwirken will, wie unser neuer Komponist. Jetzt, Herr Direktor,

nachdem ich die Technik der famosen Elektra ganz intus habe. Strauß . . .

Der wird Strauß rein totschlagen, sagten Sie, rein totschlagen! zeterte der Direktor. Die Geschichte war ihm schon bei den ersten Proben bedenklich erschienen; bei der Generalprobe hatten diese Bedenken einen riesigen Umfang angenommen. Da war aber die Begeisterung des Heldentenors gewesen; eine tüchtige Kraft hatte sich seinerzeit ins Zeug gelegt für diese vermaledeite Oper . . . Und jetzt ging der Kerl lächelnd über seine Ueberzeugung weg und warf eine neue her. Ein Mißerfolg, ein Zischen und Lachen im Zuschauerraum — Hans Erich Jahn brauste auf. — Ach was! Richard Strauß, wütete er. Eine Sensation. Aber dieser Neue, der wird sich durchringen und b l e i b e n. Ich sage: bleiben. Denn das ist! e c h t e Kunst. Echte Kunst siegt immer, sage ich Ihnen, Raimund . . . Und wenn S i e mutlos geworden sind, i c h bin es nicht. Ich glaube immer noch an den Erfolg. An einen Riesenerfolg.

Der Mime ärgerte sich. Daß der Direktor zerbrochen war, das wußte er; aber, daß er es nicht zeigte, ärgerte ihn.

Schelten Sie Richard Strauß nicht! zischte er. Der ist ein Riese gegen diesen Ehler. Das kann ich Ihnen versichern. Der schlägt lachend ins Volle, daß es nur so aufspritzt . . . Aber nehmen Sie diesen Ehler! Zimperlich, fein, ästhetisch meinetwegen, wie eine alte Jungfer, die über eine Pfütze schreiten soll und sich geniert, den Rock hochzuheben, und lieber um die Pfütze herumgeht . . . Es ist keine Kraft in Strauß, wird behauptet . . . na, Johannes Ehler ist auch nicht mit Ueberschwang gesegnet. Strauß hat doch moderne Kraft; die äußert sich durch die Nerven. Aber — Ehler? Ich glaube, der hat überhaupt keine. Ich bitte Sie, meine Herren, olympische Ruhe ließ man sich im 18. Jahrhundert gefallen.

Er sah sich stolz im Kreise um; er hatte seine Ueberlegenheit wiedergefunden. Aber, als sein Blick die Augen Mia Miranas traf, die am Tischende saß, erschrak er. So verächtlich lächelten diese Augen. Schreckliches Frauenzimmer, die ihre Kunst auch im Privatleben ernstnahm. Ein moderner Mensch, der ganz in einer Sache aufgeht, das gibt's doch eigentlich nicht.

Sie hatte geschwiegen.

Sie sprach lässig; wie ein Mensch, der nicht aus der Ruhe zu bringen ist:

Sie loben Strauß, Raimund. Ich auch. Und warum S i e ihn nicht für voll nehmen, Direktor? . . Er hat seine Berechtigung, sage ich Ihnen. Richard Strauß ist das Zentrum aller filtrierten Nervenschwäche unserer Zeit ein tragischer Mensch. Die Krankheit der Zeit ist in ihm zum Durchbruch gekommen. Er ist das Opfer und zugleich der Opferpriester.

Es ging ein Strom der Stärke von ihr aus, der alle beherrschte. Nur dem Mimen saß der Spott in den Augenwinkeln.

S i e haben das Tumultuöse, das Stürmende gelobt, Raimund. Deshalb preisen Sie Strauß. Ich preise ihn auch. Aber aus einem anderen Grunde. Sie sehen in ihm einen Aufgang, ich aber einen Untergang. Unsere Elektra hat Nerven, die des Altertums hatte keine. Das ist die Lösung . . . Und wenn ich Strauß verteidigt habe, muß ich auch Johannes Ehler verteidigen. Und das will ich zehnmal freudiger tun.

Jetzt schwirrten alle Stimmen auf einmal. Der schmächtige Redakteur sah aus großen Augen zu der Künstlerin hinüber: diese Stärke, dieses Selbstbewußtsein berauschten ihn.

Der Direktor aber spielte den Ueberlegenen:

Sie geben wenigstens zu, daß Strauß ein Untergang ist. Der Ausdruck ist wohl aus Nietzsche, wenn ich nicht irre. Nicht wahr? Ja . . . aber wir brauchen gesunde Genies.

Massenkunst! Massenkunst! schrie Redakteur Todt dazwischen.

Jawohl, sagte Raimund wütend, Sie haben wohl Strauß verteidigt, Mia. Aber so gönnerhaft. Das gefällt mir nicht.

Lassen Sie genug sein des grausamen Strauß es, witzelte ein kleiner Reporter. Ich möchte hören, was Fräulein Mirana von der Oper Ehlers zu sagen hat . . .

Schießen Sie mal los, ermunterte sie der Direktor. Hier war ein Mensch, der Hoffnung hatte. Immer noch stand er vor ihr wie vor einem Rätsel. Die zweite Saison war sie an seinem Theater. Das Publikum betete sie an. Sie hatte Erfolg auf Erfolg. Aber leichtfertig und nachlässig war sie nicht geworden. Immer ernst und verschlossen. Im Grunde ein unheimliches Weib.

Der Mime war blaß geworden und funkelte alle aus zornigen Augen an. Sie langweilten ihn, sie waren begeistert von dem Frauenzimmer. Rasseweib, ohne Zweifel, aber kalt wie eine Hundenase. Unnahbar, zimperlich. Die paßte recht in die Oper dieses Johannes Ehler, als ob, die zwei sich einmal gekannt hätten.

Mia Mirana erzählte von dem Werk ihres Geliebten. Ihre Augen strahlten. Ganz regungslos saß sie, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die weißen Hände im Schoß gefaltet. Ihr Mund stand, eine rote Blüte, in dem bleichen Gesicht. Weich und leise ging ihre Stimme; sie verkündete alle Süßigkeiten des geliebten Werkes. Ihre Stimme sang von einer Leidenschaft, die still geworden ist, wie das blaue Halbdunkel eines Kirchenschiffs. Schwere samtne Vorhänge hingen in diese Stille herein. Und diese Vorhänge umschlossen die große selige Welt. Es wuchs eine Insel aus dem Meer. Zypressen zitterten, eine unermeßliche Ruhe war . . . Aber in diese Ruhe kam der Mensch. Er litt und lachte, er tanzte und grübelte, er war voll Ueberschwang und Reichtum. Er klatschte in die Hände und scheuchte die Stille davon. Mit ängstlichem Flügelschlag entwich sie. Da wohnte aber ein finsterer Mann in dieser Stille, einsam und unendlich verschlossen. Der kämpfte mit dem Menschen und besiegte ihn. Still und versonnen fuhr der Mensch davon, um seinen Brüdern und Schwestern auf Erden diesen tiefen Frieden zu bringen . . . aber er dachte nicht daran, daß er über diesem schweren Werk wohl zugrunde gehen würde . . .

Ihre Worte fielen, einzelne Tropfen, langsam hintereinander in eine silberne Schale. Jetzt brachen sie plötzlich ab.

Der Kritiker Hans Mohr blies schnaufend eine schwere Tabakswolke über den Tisch. Sie fuhr der Künstlerin mitten in das Gesicht. Ein scheues Lachen gurgelte aus. Alle griffen nach den Gläsern und Tassen.

Dann erhoben sich einige und zogen die Mäntel an. Alle fühlten, daß jetzt nicht mehr gestritten werden durfte. Dieses Weib hatte gesiegt. Jetzt kam es auf die Aufführung an. Der Direktor lächelte vor sich hin, sein Aerger war verweht. Dieses Prachtmädel hatte alle Kritiker gewonnen. Und das war ein ganz riesiger Schritt zu einem guten Ende. Er drückte ihr mehrmals beide Hände.

Der einzige, der sich von der Gefühlsduselei, wie er es nannte, nicht lange beherrschen ließ, war der Sozialistengewaltige.

Fortsetzung folgt

rbr — brr — r

Statt des verschiedenen Herrn rbr schreibt jetzt im Vorwärts Herr —r. Dieser Herr —r hat mit den früheren Herren rbr und Robert Breuer eines gemeinsam: die Ahnungslosigkeit der Kunst gegenüber. Dieser Herr —r schreibt über die Spätherbstausstellung folgendes: „Wir haben nun zwei Herbstausstellungen: eine, die von Blasebalg (-Sturm) nach Marinellischen Rezepten arrangiert wurde und eine zweite in der Sezession. Die e r s t e r e ist wenigstens im Ganzen einheitlich (wenn auch völlig verfehlt)." Ein Blasebalg, der erstere Ausstellungen nach Rezepten arrangiert, ist eine Doktorfrage und ein Bild, das höchstens Herrn Robert Breuer, den Großvater des Herrn —r, befriedigt hätte. Klassisch allerdings ist das Bild trotz Berufung auf Marinelli, den Prinzen der Emilia Galotti nicht. Da hatte doch der Vater des Herrn —r, Herr rbr, mehr Phantasie. Als der am sechsten Mai 1913 die Ausstellung Der Sturm besuchte, rühmte er den Maler Gimmi: „Der Gimmi hat ernste Augen; er sieht das Pathos herbstreifer Sonnenblumen und die schweigsame Größe eines Eisenbahnviadukts." Herr rbr sah die schweigsame Größe, obwohl das Bild Eisenbahnviadukt von Gimmi niemals in der Ausstellung hing. Nur der Titel des Bildes stand im Katalog. Das Bild selbst war vor Eröffnung der Ausstellung bereits in eine Sammlung übergegangen. Die schweigsame Größe hingegen nicht auf Herrn rbr. Diese Familie hat immer Pech, trotzdem ich ihr reichlich mit Schwefel diene.

H. W.

Prag

Schnellzug von Wien
wie ein verschlucktes Uhrwerk noch im Magen.
Der Bahnhof hat vielen Cognac es einzurosten.
Das Wunder hier: ich kenne diese Stadt und
war doch niemals hier.
Blauer Schnee. So gegen sechs Uhr morgens.

Ich stehe über der Moldau, und man nennt mich
Nepomuk.
Der dreißigjährige Krieg ist noch nicht all zu
lange aus,
trommeln die Eisschollen unter mir.
Mich fröstelt.
Das Haus da im Ghetto muß ich wieder finden.

Ueber alte Leuchter, Schlüssel, Ringe, Bücher
zieht sich zähes Licht.
Dieser weiße Mann, die Lupe vor den Augen,
Signatur auf staubigen Gemälden suchend.
nickt mir zu, Zichorienbrühe dampft.
Rotes Hemd und grünes Unterröckchen
hängen lose um ein zederbraunes Kind,
dem ein Kater um die nackten Beine knistert.
Ja, das sind die Schultern, die sich auf dem
Scheiterhaufen bogen
wie im Feuer deine doch zu dummen Briefe.
War es wirklich meine Hand, die einst dein
Urteil unterschrieb?

Steinern steh ich in der stickigen Stube,
fühle mich ganz Graf von Monte-Christo,
blech dem alten Itzig zwanzig Hundertkronen-
scheine
um die Gunst, sein Töchterchen sogleich zu
hymen
rect zu ehelichen, schnurks nach Villach abzu-
fahren
in mein Schloß.

Um so ein anderes Jahrhundert einigermaßen
wieder gut zu machen,
gut zu machen, gut zu machen.
So. Nun wißt ihr, was mich heiß mit meiner
fünften Frau verbindet,
warum Praha, nur der Name, Tränen aus mir preßt.

Alfred Richard Meyer

Literatur

Albert Ehrenstein

Ich muß gestehen: ich beziehe gern Wechsel von Verlegern. Aber was die Wechselbeziehungen zum Publikum anlangt, so ist mir dergleichen noch nicht fühlbar geworden. Ich kenne viele einzelne Heuochsen, doch das sogenannte „Publikum" ist mir, Gott sei Dank! unbekannt. Die lobhudelnden oder tadeltriefenden Briefe aus der Menge gebären immer wieder nur den mehr minder unintcressanten Alphabeten. Wer ist nun meistens dieser Alphabete? Ich fand — und ein Blick, geschickt in etwelche Leihbibliotheksräume, wird es jedem finden helfen — die Masse der Gewohnheitsleser besteht aus Unbefriedigten, aus Leuten, die im Leben zu kurz kamen, aus weiblichen oder weiblich veranlagten Naturen, ich gebrauche nicht ganz tautologisch gewählte Worte, wenn ich behaupte: sie besteht aus halbintelligenten Mädchen, Damen, jungen Juden und Literaten. Der Bürger, der robuste Normalmensch und Lebensmann liest nicht, läßt sich nicht von den Opiaten, Phantasien und Fiktionen der Schriftlichen behelligen, erwirbt dergleichen Quark höchstens wahllos, zu Geschenkzwecken oder zur Füllung eines präexistenten Bibliothekschrankes. Was erwirbt er wahllos? Utensilien, welche ihm von den Vermittlern: von den Verlegern, apotropisch wirkenden Zensoren und von den Besprecherichen als preiswert hingestellt werden. Das Werk des Autors ist fast immer einem nicht sehr korrekten Selektionsprozeß ausgesetzt. Oft genug überlebt es nicht die erste Instanz, bleibt vom Lektor unbenagt, wenn der Verfasser nicht Geld genug hatte, sein Manuskript maschinschreiben zu lassen. Der Durchschnittsverleger wieder wendet sich ab von Operaten, denen die behördlich vorgeschriebene Anzahl von Küssen fehlt, schaudert zurück vor jenen makelhaften Machwerken, deren „Schluß" keineswegs die ebenso geschickt als „keusch" hinausgezögerten Koitusaussichten Verlobter andeutet. Die Vervollkommnung des Durchschnittsverlegers: der Zensor und Sterilisator scheidet irreligiöse, unbyzantinische und vor allem jene Bücher aus, die Ausdrücke der Vulgärerotik enthalten, welche nur in phantastisch irrealen Räumen — Cafés, Weinstuben, Bordellen, Familienwohnungen — täglich xmal benützt werden.

Ist das Opus doch erschienen, hinkt die Presse, wenn es sich um wahrhaft etwas bedeutende Werke handelt, meist kläglich nach. Verleger, denen Zeitschriften als Verlagsprospekte zur Verfügung stehen, sind also relativ im Vorteil. Sie können ihre kostspieligsten Autoren durch häufige Nennung des zu schaffenden Namens und grellere Reklamemittel dem Gehirn des Lesers, des Literaten, des Redakteurs einleiden. In solchen Revuen beginnt die Beeinflussung kritischer Snobs.. und der produktive Mensch, der Künstler, blickt, nicht gerade sehr gerecht, aber auch nicht ganz ungerecht auf den dergleichen reproduzierenden Halbmann, den Kritikastraten mit jener Verachtung, wie sie etwa das Gehirn „Mann" für den Geschlechtsteil „Frau" übrig hat, und umgekehrt. Abhilfe brächte da nur — Waschzettelfabrikation durch einen vibrographischen Apparat, durch einen Literaturautomaten. Denn die heute noch vegetierenden Surrogate sind Inkarnationen des Mangels. Gewiß, das Zeitungswesen nähme von mancher großen Erscheinung keine „Notiz", wenn die vielverleumdete Freundschaftskritik nicht dazu zwänge. Ich verstehe allerdings unter Freundschaftskritik nicht jene in gewissen Berliner Cliquen herrschende süßliche gegenseitige Gleißnerei, nicht jene mit etwas Druckerschwärze ausgeübte mutuelle — Kritik, eher das mannhafte Nichtverschweigen der Vorzüge und Fehler des Beredeten. Aber das gesamte Rezensionswesen hebt an, in Hochstapelei auszuarten. Es gibt schon Autoren, die Meister sind; nämlich im Herauslocken von Kritiken. Bauernfänger, die unter dem Vorgeben, sich dereinst im Neutitscheiner Tageblatt zu „revanchieren", übermäßige Gefälligkeiten eines Grünspechts in Anspruch nehmen, und wenn das jugendliche Opfer einmal keine Lust hat zu funktionieren, sofort tödlich beleidigt sind — bis zum Erscheinen ihres nächsten Buches. Sie selbst sind meist geübte Totschweiger und Mörder von Rezensionsexemplaren, harte, kluge Egoisten, die aus guten Gründen vorschützen, sie hätten kein Organ, wo sie ihren kritischen Schleim absondern könnten; hüten sich weislich, derartige Organe zu akquirieren. Man mag dergleichen je nach dem Temperament einen traurigen oder lustigen Zustand nennen. Er ist der in den Berliner Literaturcafés stationäre. Aber Waschzettel, Freundschaftsrezensionen, mutuelle Kritiken oder wie man sonst diesen Propagatorenunfug nennen will: all dies versagt sofort einer gewaltigen Schöpfung gegenüber. Ihr tritt die Totenstille entgegen, selten vom Herzen kommendes Lob. Es ist ein fabelhafter Beweis für den Unwert der kritischen Kinkerlitzchen, daß Aage von Kohl, der stärkste Epiker, der seit dem Tode Dostojewskis erstand, mit seinem „Palast der Mikroben", mit seinem „Weg durch die Nacht", den besten objektivsten Büchern, die je gegen Todes- und Kriegesstrafe geschrieben wurden, in Deutschland fast unbekannt blieb. Es ist ein unbarmherziger Beweis gegen den heute üblichen Literaturmarktbetrieb, daß aber schon sehr akademische Verleger, die sich im wesentlichen auf die Ausgabe modern frisierter, übertünchter Engelhornromane beschränken, daß die Staackmann, Ullstein, Fleischel, Cotta und auch der anno „Freie Bühne" verdienstliche, weil damals radikalere S. Fischer prosperieren, während der deutsche Verlag, der sich gegenwärtig in seinen epischbelletristischen Neuerscheinungen wohl das höchste Durchschnittsniveau leistet: Ruetten und Löning selten ein Buch über die zweite Auflage zu spedieren vermag!

Fachsimpelei? Ich konstatiere bloß allerhand. Beispielsweise noch ein paar Tatsachen. Einem Druckwerk, gleichgültig welcher Art, vermögen nach fachmännischer Ansicht — ich bin Laie — Feuilletons in den großen Tageszeitung mehr zu „nützen" als seine Qualitäten. Gutenbergs Erfindung hat momentan die Wechselbeziehungen zwischen Dichter und Publikum auf diese sehr einfache Formel reduziert. Man kann antworten: wer das verschleierte Bild von Sais enthüllt, darf sich über den Achselschweiß dieser Person nicht beklagen. Aber es bleibt das Faktum bestehen, daß die meisten Schriftsteller im jungfräulichen, ungedruckten Zustande Besseres produzierten als es später der Ekel vor dem Betrieb und seinen schmierigen Folgen zuläßt. Ebenso unumstößlich fest steht: die kleinen Literaturblätter, die sich infolge der Indolenz des Publikums eine zahlungsfähige Moral und Ausstattung leider nicht gestatten können, stehen himmelhoch über den großen, dicken Schmalzrevuen, diesen Organen unserer Neunzigjährigen. Aber jede dieser fettig materialisierten Rundschauen, von denen keine einen anderen Namen als „Das Antiquariat" verdient, ist moralisch sympathischer als ihre beliebtesten Autoren, die gestern noch problemquasselnd, extrempsychologisierend den jeweiligen Hamsun verzapften, heute bereits perfekt goetheln oder als Wellskopisten die prüdesten Monatshefte verschweinen. Ebenso erging es unseren vormals interessanten Witzblättern; sie sind längst bourgeoisreif geworden und das Entzücken der Bierbürger, im übrigen aber höchst überflüssige illustrierte Wochenausgaben der politischen Tageblätter. Viele Verleger und Schriftsteller rechnen nun, „um nicht letal abgehen zu müssen", mit dieser Saturiertheit des Publikums, mit der Scheu des Massenhirns vor direkten, krassen Büchern, setzen ihm Allerweltssuppen vor, nicht gerade kondensierte Brühen. Aber ob die Verleger nun — geschäftstüchtig — Romanbibliotheken führen oder jeder ihrer Autoren sich selber eine schreiben muß, ob sie das Universum mit Rezensionsexemplaren überschwemmen oder sich einem ebenso berechtigten Geiz hingeben, ob sie einander zukunftbesitzende Autoren abspenstig machen oder einer weitgehenden Anständigkeit fröhnen, ob die Verleger unter der Rentenhysterie ihrer in Watte gewickelten Autoren jammern, die — zeitgemäß — am liebsten geschützte Verlagsbeamte sein möchten, oder ob sie nervöser, sadistischer ihre Autoren die Druckkosten bezahlen lassen: der Verleger kann sein Ziel erreichen, er kann prosperieren. Das Publikum auch, es kann aus dem Buch-Haschisch die wohligsten Betäubungen und Verdummungen ziehen. Nur der Dichter bleibt immer zielfern, erliegt immer irgendwann dem Kontrast zwischen seiner Zeitlichkeit, Zeitgebundenheit, Zeitgefangenheit und der endlich alles niederschmetternden Ewigkeit. Aus diesem Grunde, weil Publikum und Verleger konstant, ewig, sozusagen unausrottbar sind, immer da sind, bestenfalls als feinorganisierte Materie, Hyle . . . immer da sind, ohne Varianten, in identischen Wiedergeburten . . . der Dichter aber ärgerlicherweise konstant ist, das vergänglichste und seiner Vergänglichkeit heute frech, morgen bescheiden bewußteste Wesen ist: möchte ich vom Dichter, Verleger und den Publikümmernissen am liebsten absehen.

Empfohlene Bücher

Die Schriftleitung behält sich Besprechung der hier genannten Bücher vor. Die Aufführung bedeutet bereits eine Empfehlung. Verleger erhalten hier nicht erwähnte Bücher zurück, falls Rückporto beigefügt wurde.

Arthur Babillotte
Im Schatten des Korsen / Roman
Verlag Karl Reißner / Dresden

Aage von Kohl
Der Weg durch die Nacht / Roman
Verlag Rütten und Loening / Frankfurt a. M.

Im Palast der Mikroben
Verlag Haupt und Hammon / Leipzig

Ständige Ausstellungen

der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Potsdamer Straße 134 a

Neunzehnte Ausstellung

Kubisten

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Dezember: Alber Bloch

Vom 20. September bis 1. Dezember

Erster Deutscher Herbstsalon

75 Potsdamer Straße 75 zu Berlin

Internationale Kunstschau
Vierhundert Kunstwerke

Täglich / auch Sonntags / geöffnet von 10 bis 7 Uhr
Katalog in Kupfertiefdruck mit fünfzig Abbildungen 2 Mark

Am 27. und 30. November 6 Uhr

Vorträge von F. T. Marinetti

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 10 Mark / **Vom 1. Januar ab 20 Mark**

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Generalvertretung des Verlags Eugène Figulère / Paris

Originalholzschnitte / Handdrucke

Die Gesamtauflage ist in Klammern beigefügt / Alle Exemplare sind vom Künstler nummeriert und signiert

Franz Marc: Versöhnung / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde Hochformat / Die Hirtin / Der Stier / Schlafende Hirtin / Wildpferde / Ruhende Pferde (handaquarelliert) / Das Exemplar 40 Mark (je 10)

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm vom Künstler mit der Hand aquarelliert / Das Exemplar 5 Mark (100)

Kandinsky: Handdrucke / Das Exemplar 30 M.

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Fressende Holzarbeiter / Das Exemplar 15 Mark (10)

Gabriele Münter: Neujahrswunsch / Das Exemplar 20 Mark (5)

Walter Helbig: Landschaft / Das Exemplar 25 Mark (5)

Schmidt-Rotluff: Mann und Weib / Sonnige Straße / Das Exemplar 30 Mark (12)

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / Das Exemplar 20 Mark (15)

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] / Das Exemplar 25 Mark (12)

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Nijinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten

Künstlerpostkarten

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied / **Kandinsky:** Komposition 6

Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale

Robert Delaunay: La Tour

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin usw

Mappen

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Illustrierte Ausstellungskataloge

Der blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig

Zeitschriften

La Route / Revue de l'Effort Social / Paris / Rue de Vaugirard 120

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

La Renaissance Contemporaine / Halbmonatsschrift Paris / 41 Rue Monge

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Montjoie / Halbmonatsschrift / Paris / Chaussée d'Antin 38

Haro / Monatsschrift / Brüssel

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel / **Paris** 9 rue Jacob

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Soeben erschienen: Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen / Mark 10 / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Akademie für moderne Skulptur in Paris / 18 Impasse du Maine Montparnasse / Korrektur: A. Archipenko / Arbeiten in Stein / Studien der Stilarten

Premier livre simultané / Blaise Cendrars / La Prose du Transsibérien et de la Petite Jehanne de France / couleurs simultanées de Mme Sonia Delaunay-Terk / Edition unique, atteignant la hauteur de la Tour Eiffel (vol. 10×36 cm 2 mètres) 150 exemplaires, dont 8 sur Parchemin ,couverture à la main, chevreau noir Prix net Frs. 500— / 36 sur Japan-Impérial, couverture à la main, parchemin Prix net Frs. 100— / 106 sur Simili-Japan, couverture à la main chevreau noir Prix net Frs. 50— / Tous les exemplaires sont signés pas les Auteurs et numérotés à la presse / Edition des Hommes Nouveaux, 4 rue de Savoie, 4 Paris / Dépôt: Der Sturm Berlin W Potsdamerstraße 134a / Prospectus gratuit

Wiener Buchhandlung für moderne Literatur und Kunst Hugo Heller & Co. Wien I Bauernmarkt 3 / Reichstes Lager bibliophiler Literatur / Ständige Buchkunstausstellung / Im Oberlichtsaal ständige Ausstellung moderner Graphik / Regelmäßige Dichterabende vor geladenen Gästen

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27 b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung bibliophiler Publikationen

Braunschweiger G-N-C-Monatsschrift: Neues und Wissenswertes über Literatur / Kultur / Kunst / Wissenschaft und Technik / Einzelbezug 80 Pfennig / Vierteljährlich Mark 2 / Probenummern umsonst / Verlag Grimme Natalis & Co. C-G a A Braunschweig

Wiecker Bote / Schriftleitung: Dr. Oskar Kanehl / Wieck-Eldena in Pommern / Preis des Heftes 25 Pfennig / 4 Hefte M. 1,20 / Heft 3 soeben erschienen

Prazské Umêlécké Dílny / Prager Kunstwerkstätte für neue Kunst / Möbel / Beleuchtungskörper / Textilien / Prag, I / Veleslavínova 3

Verein für Kunst / Leitung Herwarth Walden / Zehntes Jahr / Man verlange kostenlose Mitteilungen über die Neuorganisation durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Verantwortlich für den gesamten Inhalt:
F. Harnisch / Berlin W 35
Verlag Der Sturm / Berlin W 9
Druck Carl Hause / Berlin SO 26